



„Enthusiasmus der jungen Menschen berührt mich“

Als junger Regisseur wurde er wegen einer Inszenierung mit dem Tod bedroht, nun bringt Alexander von Pfeil frischen Schwung in das Musiktheater der Universität Mozarteum.

THOMAS MANHART

BILD: SN/CHRISTIAN SCHNEIDER

Vom ersten – noch leicht verstörenden – Theaterbesuch als Zweijähriger bis zur Mozarteum-Professur für Musikdramatische Darstellung im Alter von 46 Jahren ist einige Zeit vergangen. Dazwischen liegen viele aufregende Stationen, die Alexander von Pfeil zum erfahrenen Regisseur reifen ließen. Geboren und aufgewachsen in Deutschland, war der Musiktheater-Profi unter anderem als Opernspielleiter am Kieler Opernhaus, als Chefregisseur der Deutschen Oper Berlin sowie als freier Regisseur an weiteren großen Häusern tätig.

Im Fachmagazin „Opernwelt“ wurden seine Inszenierungen von „Tristan und Isolde“ in Meiningen, „La Fille du Régiment“ an der Hamburgischen Staatsoper sowie „La forza del destino“ und „Salome“ am Mainfranken-theater Würzburg als „Inszenierung des Jahres“ gewürdigt.

Seit Beginn des Wintersemesters gibt er sein Wissen in Salzburg an die Musiktheater-Studierenden der Universität Mozarteum weiter.

UN: Sie haben auch schon in Frankfurt, Augsburg und Berlin unterrichtet. Wie ist der erste Eindruck von den Mozarteum-Studierenden?

Alexander von Pfeil: Es ist ein unglaubliches Niveau, das man hier überall antrifft – wunderbare internationale Studierende aus aller Welt, große Begeisterung, große Motivation. Die Spezialisierung des Departments für Musiktheater mit Studierenden, deren erklärtes Ziel es ist, in der Oper Fuß zu fassen, ist für mich persönlich ein luxuriöser Zustand. Ich kenne andere Institutionen, wo alle, die Gesang studieren, auch Oper machen müssen. Hier kann ich mich hingegen speziell um die Musiktheater-Studierenden kümmern.

UN: Im Juni 2015 sind sie ja bereits krankheitsbedingt als Gastregisseur für eine Carmen-Inszenierung eingespungen. War diese Mozarte-

um-Premiere sehr stressig?

So ins kalte Wasser gesprungen bin ich zuvor noch nie in meinem Leben, aber ich hatte die Oper 1998 schon einmal inszeniert und auch später immer wieder mit Studierenden an der „Carmen“ gearbeitet, also traute ich es mir in so kurzer Zeit zu.

UN: Was toll geklappt hat. Die Kritiken waren hervorragend.

Es haben auch alle sehr intensiv gearbeitet. Wir hatten zum Beispiel unheimlich wenig Chorproben und ich dachte, wir können überhaupt nur einen Akt szenisch machen. Aber die Studierenden waren so großartig, dass wir dann alle drei Akte szenisch geschafft haben. Was bei diesen jungen Menschen durch die Bank an Enthusiasmus da ist, berührt mich. Da war eine Kraft und Frische, die mich sehr beeindruckt hat. Das findet man an manch renommiertem Theater, wo doch schon viel Routine im Getriebe ist, nicht so vor.

UN: Macht es für Sie einen Unterschied, ob sie mit Profis oder mit Studierenden arbeiten?

Ich versuche, die Menschen zu einer Eigenständigkeit zu erziehen, dass sie quasi ihr eigener Regisseur sind. Natürlich muss man als Regisseur auch Vorgaben machen, aber am interessantesten ist Theaterspiel immer dann, wenn die Menschen selbst an der Kreation ihrer Figur beteiligt sind und ein freies Spiel entstehen kann. Es gibt sowohl Routiniers als auch Studierende, die zur Passivität neigen und nur darauf warten, was der Regisseur sagt. Ich würde Beiden sagen: Spürt es! Seid wach für den eigenen Impuls! Dann könnt Ihr später auch selbstbewusst auf eigenen Füßen stehen.

UN: Trauen sich die Studierenden überhaupt, zum Regisseur zu sagen: Können wir das nicht so oder so machen?

Es kommt oft dieser fragende Blick, und ich sage dann, dass ich es nicht weiß. Dass wir es gemeinsam herausfinden müssen. Die Regisseurin Ruth Berghaus hat einmal den schönen Satz gesagt: Wenn ich schon alles

über ein Stück wüsste, bräuchte ich es nicht mehr zu inszenieren.

UN: Wie kamen Sie eigentlich selbst zum Beruf?

Meine Mutter war Sängerin, mein Vater Kapellmeister, ich wurde also richtig hineingeboren und bin von klein auf immer im Theater gewesen. Die erste Begegnung mit einer großen Bühne hatte ich im Alter von zwei Jahren, wo ich allerdings bei „Hänsel und Gretel“ anfang zu weinen und raus gebracht werden musste. Später habe ich das Geschehen auf der Bühne immer kritisch hinterfragt und mir überlegt, was man besser machen könnte. Außerdem hatte ich noch eine Phase, in der ich sehr viel Klavier spielte. Theater und Musik – das führte fast zwangsläufig zu einem Beruf im Musiktheater.

UN: Welches Regie-Erlebnis kommt Ihnen spontan als erstes in Erinnerung?

Als junger Regisseur machte ich in Kiel für „Hoffmanns Erzählungen“ eine Inszenierung, die sehr brutal war, weil ich versucht habe, die Grausamkeit des Stücks, wie sie dem Stoff von E. T. A. Hoffmann zugrunde liegt, ernst zu nehmen. Das führte zu Tumulten im Publikum und ging so weit, dass ich sogar mit dem Erschießen bedroht wurde. Das halbe Auditorium hat den Saal verlassen und kam erst zum Buh-Rufen wieder herein. Es war eine Grausamkeit, die man geglaubt hat, das hat die Sache so heftig gemacht. Danach habe ich das Publikum zwar auch in anderen Inszenierungen an die Grenzen dessen geführt, was man erträgt, aber ich habe später immer versucht, die Leute nicht so zu schocken, dass sie nicht mehr mitgehen können.

UN: Wie gehen Sie mit Kritik – speziell der Medien – um?

Manchmal ist gerade das, worüber sich gut schreiben lässt, inszenatorisch sehr pointiert und prägnant. „Hoffmanns Erzählungen“ hat zum Beispiel das Publikum eher verstört, hatte aber sehr gute Kritiken. Grundsätzlich finde ich interessant, wie etwas von außen wahrgenommen wird. Sehr

froh bin ich immer über das Feedback von Kollegen und Kommilitonen. Man muss sich aber auch etwas unabhängig von fremden Meinungen machen. Es ist immerhin die eigene Arbeit, die man aus diesem und jenem Grund genau so und nicht anders gemacht hat.

UN: Nach dem Carmen-Gastspiel steht von 25. bis 28. Jänner mit „Eugen Onegin“ Ihre erste Inszenierung als Mozarteum-Professor an. Warum diese Oper?

Es ist zwar auch ein Herzensstück von mir, die Entscheidung fiel aber letztlich für die Studierenden. Wir haben aktuell viele russische Sänger, die sich damit sehr gut präsentieren können.

UN: Verraten Sie uns schon etwas? In welche Richtung wird die Inszenierung gehen?

Wir setzen bei der Verzweiflung und Einsamkeit der Protagonisten an. Dass die Menschen lieben wollen und nicht können. Wir suchen eine Form, das Gefühl der Einsamkeit und Verlorenheit dieser Menschen für die Bühne zu übersetzen. Unser Ziel ist es vor allem, authentische Figuren zu kreieren.

UN: Ein abschließender Seitenblick zu den Salzburger Festspielen. Was sagen Sie zum Trend, dass dort 2017 zwei Opern von Bildenden Künstlern inszeniert werden?

Ich selbst gehe eher vom Menschen aus bzw. von dem, was der Mensch auf der Bühne verhandelt. Das ist für mich das Zentrum, aber natürlich ist auch der Raum unglaublich wichtig. Zum Beispiel liebe ich es, in Zusammenarbeit mit der Mozarteum-Bühnenbildklasse gemeinsam Räume und Fantasiewelten zu entwickeln. Ich kann auch den Ansatz sehr gut nachvollziehen, dass das Bild bei den großen Räumen der Festspielbühnen eine wichtigere Rolle einnimmt. Dafür braucht es dann aber auch Sänger, die sich gegenüber dem Bild als Darsteller behaupten können und nicht davon erschlagen werden.